

Küss mich Priester

Autor(en): **Morf, Max P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **56 (1973)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412048>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

man beide mit unzähligen Erzengeln, Engeln, Heiligen usw. und machte Abbilder von ihnen, so dass auch hier keine spirituellen Prinzipien «vorherrschten». Die meisten der sogenannten «Heiligen» sind reine Erfindung, und nur der frühe Tod Johannes XXIII. verhinderte ihn, hier mal tüchtig auszumisten.

Es ist fraglich, wie lange Jesus ohne Marienkult hätte weiterbestehen kön-

nen. Axel Munthe erzählt in seinem berühmten Buch von San Michele, ein befreundeter alter Padre war überzeugt, dass nur Maria im Christentum wichtig wäre. Sie weinte sich um Jesus die Augen aus, und wie vergalt er es ihr? «Weib!», rief er, «Was habe ich mit dir zu schaffen?»

Also, schloss der alte Priester, hat Jesus sein böses Ende verdient. . .

Otto Wolfgang

TOB – der grosse Schlager

Dieses Produkt wurde kürzlich mit beträchtlichem Werbeaufwand im gesamten französischen Sprachraum auf den Markt geworfen; in Genf machte es sogar Schlagzeilen. Wer glaubt, es handle sich dabei um ein neues Erzeugnis der Mode-, Motorrad- oder Kosmetikbranche, täuscht sich allerdings. TOB ist nämlich nichts anderes als die Abkürzung für «Traduction œcuménique de la Bible». Trotz Heinrich Böll, Alexander Solschenizyn, Georges Simenon und anderen Bestsellerautoren konnte sich das «Buch der Bücher» bis heute in der Spitzenklasse des Literaturmarktes halten. Was an der neuen Bibel angeblich so weltbewegend sein soll, ist die Tatsache, dass Katholiken und Protestanten TOB ohne Gewissensbisse gemeinsam konsumieren dürfen. Vorderhand ist erst das Neue Testament in der oekumenischen Neufassung erhältlich: einerseits in einer zweibändigen Studienausgabe mit vielen Erläuterungen, Fussnoten und Einführungen zu den einzelnen Büchern und andererseits in dem für die Masse bestimmten Taschenbuchformat, welches den gleichen Text umfasst, dafür aber ein Minimum an Anmerkungen bietet. Da die Kirche heute «in» sein will, ist das Umschlagbild der letzteren Ausgabe mit der Photo einer zeitungsspuckenden Rotationspresse versehen. Für die Vollendung dieser oekumenischen französischen Neufassung der «Heiligen Schrift» mussten namhafte Theologen und Philologen eine sieben Jahre lange Mammutarbeit leisten. Dieser intellektuelle Kraftakt wurde am 8. November 1972 anlässlich einer eigens dafür abgehaltenen Feier in der Kirche St. Germain-des-Prés zu Paris von Kardinal Marty, von Metropolit Mele-

tios und vom Präsidenten der Protestantischen Föderation, Jean Courvoisier, eingehend gewürdigt. Zwei Tage später wurde in der Universität Freiburg unter Mitwirkung des Bischofs von Lausanne, Genf und Freiburg, Mgr. Pierre Mamie, und des Pfarrers Charles Bauer, Vizepräsident des Protestantischen Kirchenbundes, das Erscheinen TOBs festlich begangen. Bischof Mamie erklärte in diesem festlichen Rummel entzückt, dass dieses Ereignis viele andere Geschehnisse im Leben der Kirche und besonders der Kirchen von heute an Wichtigkeit bei weitem übertreffe. Die Oekumene scheint einen grossen Sieg errungen zu haben. Ob sich die Christen trotz dieser x-ten Bibelversion einander wirklich besser verstehen, bleibt vorderhand dahingestellt. Bis anhin hat der Vatikan unter dem schönen Begriff «Sich einander näherkommen» lediglich die Rückkehr der «Ketzer» in den Schoss der katholischen Kirche verstanden, d. h. die Oekumene als Einbahnstrasse aufgefasst. Dass sich Rom in seiner unduldsamen Haltung um kein Jota geändert hat, beweist der Fall des Dominikanerpaters Stephan Hubert Pfürtner, Professor für Moralthologie an der Universität Freiburg, welcher wegen seiner aufgeschlossenen Haltung in sexuellen Fragen auf Druck Roms seines Lehramtes entoben werden soll. Dass derselbe Mgr. Mamie, welcher den fortschrittlichen Professor in Rom verknurrt hat, an der erwähnten Feier vom oekumenischen Geist zu faseln wagt, ist in unseren Augen eine unerhörte Frechheit. Zynischer hätte sich Rom nicht verhalten können. Was tut's? Wichtig ist für die frommen Herren nur, dass TOB brav die Ladenkassen füllt! Max P. Morf

Küss mich, Priester!

wird das Werk von Hubertus Mynarek heissen, welches zur Hälfte vollendet ist, aber noch keinen Verleger gefunden hat. Dieses Buch soll eine Abrechnung mit der Kirche sein, und durch eine grosse Zahl konkreter Berichte von Priestern über ihr Sexualleben Aufschluss über die innere Unhaltbarkeit des Zölibatsgesetzes geben. Wie das deutsche Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» vom 13. November 1972 berichtete, gab der Verfasser mit Einschreibebrief dem Papst bekannt, dass er nicht länger Priester bleibe, die Theologische Fakultät verlasse und aus der Kirche austrete. Seit dem 2. Weltkrieg hat sich ein derartiger Fall erst einmal ereignet, als in den frühen fünfziger Jahren der Kölner Joseph Klein, Professor am Priesterseminar mit der katholischen Kirche brach. Wie Klein wird sich auch Mynarek in den Hafen der Ehe begeben. Die Trauung mit einer 20 Jahre jüngeren Frau versteht Mynarek als «ein offenes und ehrliches Zeichen des Protests». Er wird deshalb, wie er Paul VI. schrieb, «dafür selbstverständlich keine Erlaubnis . . . einholen, weil es widersprüchlich und grotesk ist, für unantastbare Menschenrechte eine Lizenz zu beantragen». Hubertus Mynarek, ein gebürtiger Oberschlesier, war erst 1958 aus Polen in die Bundesrepublik gekommen und 1961 an die Universität gegangen. 1966 habilitierte er sich in Würzburg, im selben Jahr wurde er in Bamberg ausserordentlicher, 1968 in Wien ordentlicher Professor für Religionswissenschaft. Die Affäre Mynarek kann sich möglicherweise noch zu einem Konflikt zwischen Kirche und Staat ausweiten. Dazu «Der Spiegel»: «Der Ex-Katholik ist nach österreichischem Recht Beamter auf Lebenszeit und bleibt es auch nach dem Kirchenaustritt. Die Lehrlizenz der Kirche, die jeder Theologieprofessor braucht, hat er verloren. So muss der österreichische Staat ihm entweder eine andere Gelehrtenstelle anbieten — was die Kirche unter Umständen hintertreiben würde — oder ihn pensionieren. Wo der Jung-Rentner dann untergeschlüpfen könnte, hat er noch nicht erkundet.» Mynarek, der früher fromme Werke wie «Philosophie des religiösen Erlebnisses» verfasste und als Mitarbeiter an der streng katholischen «Deut-

schen Tagespost» tätig war, will in seinem Buch «Küss mich, Priester» die Gründe im einzelnen darlegen, die er dem Papst in dem 23seitigen Abschiedsbrief für seinen Kirchenaustritt nannte. Er warf Paul VI. unter anderem vor, dass unter seiner Leitung in der Kirche

— die Ergebnisse und Beschlüsse des Konzils «zu einer Farce» gemacht würden;

— eine «hoffnungslose, zunehmende Verkrustung und Mumifizierung der Strukturen der Kirche» sich vollziehe.

— «die Untugenden der Unwahrhaftigkeit, der Heuchelei, des Pharisäismus, einer doppelzüngigen Gesetzesmoral, alle ‚Tugenden‘ eines spiess-

und kleinbürgerlichen Moralkodex» sich ausbreiten.

Aetzend für die römischen Kirchenfürsten mag folgende Bemerkung Mynareks sein: «Dass man als Zölibatsbrecher, sogar als notorischer, ganz gut in der Kirche leben kann, wenn man ansonsten brav und gehorsam wiederkäut, was die Vorgesetzten lehren.»

Wir nehmen die tapfere Haltung dieses ehemaligen päpstlichen Untergebenen mit Genugtuung zur Kenntnis und beglückwünschen ihn zu seinem entscheidenden Schritt. Möge er zum Vorbild für viele andere, innerlich zweifelnde Priester werden! Ausserdem sehen wir Freidenker mit Interesse der Veröffentlichung seines Werkes entgegen. Max P. Morf

française (Hugenottenkirche) und der Aristokratie angefragt, ob er bereit wäre, den Vortrag vor einem kirchlich gesinnten Auditorium zu wiederholen. Selbstverständlich stellte er sich dafür freudig zur Verfügung. Joseph Egli erinnerte diese Frau einige Male an ihre Herausforderung, doch sie entzog sich dem allem mit tausend Ausflüchten, bis sich die gegnerische Kampfbereitschaft im Sande verlief; die freidenkerischen Argumente wurden den christlichen Kreisen vorenthalten.

Ungefähr zur gleichen Zeit wurden in Inseraten alle Pfarrer von Bern und Umgebung zu einer Diskussion über das Freidenkertum eingeladen. Zu dieser Diskussion stellten sich ganze drei protestantische Kirchenvertreter ein. Ueber das Ergebnis der Auseinandersetzung liegen leider keine Berichte mehr vor.

Aus Joseph Eglis Dokumentation (III)

Schalten wir eine kurze Betrachtung über die Rolle und Tätigkeit unseres Gewährsmannes innerhalb der FVS ein. Wir entnehmen sie zum Teil seiner Dokumentationsmappe, zum Teil haben wir sie aus ihm herausgequetscht.

Joseph Egli hielt im April 1942 in Bern einen ersten öffentlichen Vortrag unter dem Titel «Ist die Bibel wahr?». (Das Manuskript dieses Vortrags steht übrigens allen Ortsgruppen zur Verfügung.)

Zu dieser Veranstaltung wurde mit Plakaten und Handzetteln in der Öffentlichkeit geworben. Eingeladen wurde ein Korreferent als Vertreter der Kirche; er stellte sich in Begleitung von drei Theologiestudenten ein. Rede und Gegenrede wurden zuerst ausführlich mit ihm besprochen.

Damals hatte die breite Öffentlichkeit noch Interesse für die Behandlung weltanschaulicher Fragen; der Saal war zum Bersten gefüllt. Dass der Vortrag, dem eine erregte Diskussion folgte, viel Staub aufwirbelte und Aufsehen erregte, beweisen die annähernd dreissig Zuschriften, mit denen Gesinnungsfreund Egli anschliessend in positivem und negativem Sinn beglückt wurde.

Der Korreferent selber zeigte sich erstaunt über die ruhige und sachliche Darlegung der Argumente des Herausforderers, mit denen er sich, nach eigenen Angaben, sogar zur Hälfte einverstanden erklären konnte.

Warum das hier hervorgehoben wird? Wie bereits erwähnt: weltanschauliche Fragen wurden damals in der Öffentlichkeit noch leidenschaftlich diskutiert, während heute hüben und drüben Gleichgültigkeit vorherrscht. Die andern beklagen sich über ungenügenden Kirchenbesuch; wir selber könnten uns in den eigenen Reihen ein stärkeres Interesse an den uns beschäftigenden Fragen vorstellen.

Nun, in der Diskussion wurde der Referent von einer Vertreterin der Eglise

Einige Jahre später erschien das Buch von Dr. Heinrich Fuchsz «Hat die Bibel recht?». Irgendein Zusammenhang mit dem oben erwähnten Vortrag ist nicht nachzuweisen, doch legt Joseph Egli Wert auf die Feststellung, damals als erster das heikle Thema aufgegriffen zu haben, dass sein Vortrag Stellung bezog, die Gegensätze heraushob und als kämpferisches Thema herausforderte, während Fuchsz sich grösstenteils damit begnügte, kommentarlos die Tatsachen darzulegen. J. St.

Die Grundlage der freigeistigen Weltanschauung

Die Grundlage der freigeistigen Weltanschauung ist die Erkenntnis der Einheit und der Ewigkeit des Seins. Das Sein, zu dem alles gehört, das Weltall, die Erde und alles, was darauf und darinnen ist, ist in seinem Wandel ewig.

Für die Wandlungsunterschiede aller Dinge haben wir Menschen erfunden oder brauchen wir die Worte «organisch» und «anorganisch». Auch die organischen oder anorganischen Dinge gehen in kurzen oder langen Zeitabschnitten ineinander über, was wir auch schon am Tod, der Paarung, der Nahrungsaufnahme usw. sehen können.

Das Sein teilt sich also nicht in eine untere Etage, der Hölle, eine mittlere Etage, der Erde, und einem Oberge-

schoss, dem Himmel, wo sich nach christlicher Meinung die Seelen mancher Menschen aufhalten dürfen.

Die Einheit des Seins lässt die Auffassung nicht zu, dass ausgerechnet von den Menschen nach dem Tode eine Seele abspringt, die entweder in die Hölle oder zum Himmel fliegt.

Gewiss haben wir Menschen in der ewigen Bewegung und Veränderung allen Seins viele Erscheinungen schon näher betrachtet, die wir als Lebensgesetze bezeichnen.

In der ewigen Bewegung und Veränderung allen Seins ist die Kausalität als eines unserer Lebensgesetze begründet, weil eine Wirkung und Veränderung die Ursache anderer Veränderungen wieder zur Folge hat. Das ist ein Gesetz des Seins, es gibt noch